

THEOLOGISCHE REVUE

121. Jahrgang
– Oktober 2025 –

Monsó, Susana: *Playing Possum*. How Animals Understand Death. – Oxford: Princeton University Press 2024. 243 S., geb. € 25,99 ISBN: 978-0691260761

Die Fähigkeit, über Tod und Sterben zu reflektieren und ein kognitives Todeskonzept auszubilden, wird von den traditionellen Theologien als ausschließlich menschliche Qualität begriffen. Dass Tieren der Tod weniger bedeute, ist folglich eine dauerpräsente Behauptung im theol. Diskurs. Sie dient i. d. R. dazu, Praktiken der Gewalt und insbes. das Töten von Tieren gegen Kritik abzusichern. Eine Theol., die den Kampf gegen die Anerkennung tierlicher Interessen fortzuführen gedenkt, wird sich daher wohl oder übel dafür interessieren müssen, wie fundamental diese Annahme mittlerweile infrage gestellt wird.

Einen Baustein dafür liefert die spanische Philosophin Susana Monsó. Ihr Anliegen ist zunächst dekonstruierender Art: Sie will aufzeigen, wie selbstgefällig die Annahme ist, nur Menschen verstünden wirklich, was der Tod bedeute. Diese Annahme trifft auf erhebliche Schwierigkeiten: Immerhin ist der Tod im Leben der meisten Tiere wesentlich präsenter und nahbarer, vielleicht auch brutaler und grauenerregender als im Leben der allermeisten Menschen. Dass er in ihrem Welterleben schlicht nicht verarbeitbar sei, erscheint daher ausgesprochen unwahrscheinlich. Zu fragen sei auch, welche konzeptionelle Leistung Menschen genau vollziehen, wenn sie behaupten, den Tod zu verstehen. Wenn hier an eine außerordentlich anspruchsvolle Leistung gedacht wird, ist anzunehmen, dass faktisch nur wenige Menschen dazu in der Lage sind. Ausgehend vom Ansatz einer komparativen Thanatologie schlägt M. daher vor, konzeptionell abzurüsten: Zwar müsse zwischen stereotypen und kognitiven Reaktionsweisen unterschieden werden, dies aber nicht streng dualistisch, eher abwägend-heuristisch – allein aus dem Grund, dass auch menschliche Reaktionen auf die Konfrontation mit dem Tod (etwa die intuitive Abscheu vor verwesenden Körpern) eher den stereotypen Reaktionen zuzuordnen und nicht *unisono* kognitiver Natur sind.

Auch dort allerdings, wo tierliches Verhalten offenkundig kognitiver Natur ist, bricht mit dem Anthropomorphismus-Verdacht ein Grundsatzproblem auf. Weitaus weniger Beachtung hingegen erhalten üblicherweise zwei mindestens ebenso relevante Fehlattraktionen, die Anthropectomie (d. i. die Verweigerung, Tieren Qualitäten zuzuschreiben, die sie mit Menschen teilen) und der Anthropozentrismus (d. h. die Annahme einer fundamentalen Differenz): Wenn es darum geht, tierliches Verhalten zu beurteilen, „we must be sure not to attribute more than is warranted, but also not less than we should“ (52). Insbes. der anthropozentrische Bias sei hochproblematisch, weil er zu einer Überintellektualisierung dessen verleite, was als Todeskonzept gelten könne, und zu der Annahme verführe, dass Tiere nicht nur irgendein Todeskonzept aufweisen müssten, sondern eines, das dem von Menschen zu entsprechen habe – dies führe dann zu der Fehlannahme „that we will only

be able to say that animals have a concept of death if they have our concept of death“ (57). Besonders hervorzuheben ist dabei, dass M. mit dem „emotionalen Anthropozentrismus“ eine weitere Spielart dieses Bias kritisch betrachtet: Gemeint ist damit der Kurzschluss von einem tierlichen Verhalten angesichts des Todes auf die Annahme, dass dabei keine konzeptuelle Reaktion vorliege, und dies nur aus dem Grund, dass das Verhalten unseren Erwartungen widerspricht und daher auch unterbelichtet bleibt – so etwa das Phänomen, dass Hunde ihre im Haushalt tödlich verunfallten „Besitzer:innen“ zu essen beginnen. Der emotionale Anthropozentrismus sorgt erfolgreich dafür, dass wir angesichts der empfundenen Kränkung nur jenes Verhalten anerkennen, das unseren eigenen Erwartungen und Gepflogenheiten entspricht.

Im Kern geht es um die Frage, ob Tiere über ein Minimalkonzept des Todes verfügen und wie genau dieses inhaltlich zu bestimmen ist. M. schlägt Kriterien vor, die ein Verständnis des Todes operationalisieren, etwa ein Bewusstsein der Irreversibilität, Nichtfunktionalität, der Universalität, Unvorhersehbarkeit und Kausalität des Todes. Als Minimalkonzept des Todes setzt sie auf die Kriterien der Irreversibilität und Nichtfunktionalität. Ein Tier, das dieses Minimalkonzept erfüllt, würde dementsprechend verstehen, dass tote Individuen nicht länger und in irreversibler Weise, d. h. bspw. anders als im Zustand des Schlafs, jene Dinge tun, die typisch für lebende Wesen sind – es hätte also ebenfalls ein komplementäres Minimalverständnis davon, was es bedeutet, lebendig zu sein. Die Fähigkeit, Dinge in ihrer Umgebung mit Blick auf die Unterscheidung lebendig/tot [animate/inanimate] zu differenzieren, komme ausgesprochen vielen Tieren zu: Die meisten Tiere können Erwartungen dazu entwickeln, wie sich ein Gegenstand/Wesen in ihrer Umgebung ausgehend von der jeweiligen Klassifikation verhalten sollte – dort, wo diese Erwartung nicht erfüllt wird, zeigen sie sich sehr überrascht oder extrem erschrocken. Ein Minimalverständnis des Todes sei „within reach for many animal species“ (141) – angeraten sei deswegen, auch anspruchsvollere Konzepte zu untersuchen, die die Kausalität und Universalität des Todes einschließen, weil davon auszugehen sei, dass diese wesentlich häufiger anzutreffen sind als lediglich die Minimalform. Dort, wo diese zusätzlichen Kriterien vorkommen, könne dann davon ausgegangen werden, dass diese Tiere sich der eigenen und fremder Sterblichkeit bewusst seien.

Erstaunlich, aber überzeugend ist hier zunächst M.s Einschätzung, dass insbes. das weithin dokumentierte Trauerverhalten anderer Tiere *keinen* geeigneten Indikator für ein Todeskonzept darstellt und eher als Ausdruck tiefer emotionaler Verbundenheit zu verstehen ist. Denkbar ist auch, dass die Fokussierung auf tierliche Trauer Ausdruck des emotionalen Anthropozentrismus ist, weil damit ein Verhalten in den Blick kommt, das wir hochschätzen. Andere Verhaltensweisen, die weniger unserem Todeskonzept entsprechen, haben es hingegen schwerer, wahrgenommen zu werden, etwa die besondere Neugier und Faszination einiger Tiere angesichts der Überreste verstorbener Verwandter.

Dass anspruchsvolle Todeskonzepte eher die Regel als die Ausnahme bei Tieren darstellen, zeigt M. schließlich am – in den bisherigen Debatten nahezu vollständig vernachlässigten – Phänomen der Prädation: „We find in violent contexts – and especially in predation – the perfect breeding ground for the concept of death to emerge“ (153). Gewalterfahrungen seien nicht nur zentral im Leben von Tieren, sondern müssen auch auf ihre Verknüpfung mit kognitiven, erfahrungsbezogenen und emotionalen Reflexionsformen von Tod und Sterben hin befragt werden. Sie rekonstruiert, in welcher deutlicher Form sich in tierlichen Interaktionen die Intentionalität abbildet, das jeweilige Gegenüber gezielt zu töten. Diese Intentionalität lasse sich zwar gradualistisch verstehen, sodass sie nicht in allen

Ausprägungen mit einem Todeskonzept verbunden sein müsse – eine reflexive Intentionalität sei dennoch wesentlich häufiger anzutreffen als bislang angenommen, wie sie anhand bisweilen erschütternder Gewaltausbrüche unter Tieren sowohl innerhalb wie außerhalb der eigenen Spezies zeigt, etwa bei der gezielten Tötung von Jungtieren oder der Tötung artfremder Individuen aus bloßem Vergnügen, aber auch am Verhalten einiger Beutespezies, die Todesmerkmale imitieren, um Raubtiere zu täuschen (Thanatosis). Letzteres sei selbst kein hinreichendes Indiz für ein Todeskonzept dieser Beutetiere selbst – aber sehr wohl für ein Todeskonzept auf Seiten der Raubtierspezies: „The opossum might not have a concept of death, but we can be pretty sure that at least some of those animals who intended to feed on her throughout evolutionary history did.“ (203)

M.s. Ansatz ist eine Rosskur für die traditionelle Anthropologie: Schonungslos legt sie offen, wie selbstgefällig Menschen sich selbst systematisch über-, andere Tiere hingegen ebenso systematisch unterschätzen. Hervorzuheben ist auch die enorme Klarheit ihrer Ausführungen, die auf nur gut 200 S. eine weitläufige Diskussion prismenhaft bündelt und pointiert auswertet. Für eine tiersensible Theol. ist das Buch daher ein ebenso großer Gewinn, wie er eine Zumutung für die überkommenen Anthropologien darstellt.

Über die Autorin:

Simone Horstmann, Dr.in, Unna (sh@simonehorstmann.de)